

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 93.

Freitag, 20. April.

1928.

(Schluß.)

Schüsse in Schanghai.

Roman von Alfred Schirosauer.

(Nachdruck verboten.)

18.

Sie flog, als wäre der böse Geist hinter ihr her. Sie fühlte sich gestäubt, erniedrigt, wie nie zuvor in ihrem wirren grausamen Leben. Entehrender bloßgestellt durch die Worte des Mannes, zu dem sie ihr Herz vertrauensvoll und glücksberauscht getragen hatte, als durch die Verlesung des Tagebuchs in der Gerichtssitzung zu Schanghai.

Sie hatte sich nicht überlegt, wie sie mit Ransom leben wollte. Die Ehe war ihr die selbstverständliche Form. Aber Ehe oder nicht Ehe waren nicht das Wesentliche. Sie hatte an ein Leben voller Liebe ohne Ende geglaubt. Er wollte eine Episode, einen kurzen Rausch, Abbrennen eines Strohfleuers. Dazu war sie ihm gut genug.

Dieses Erkennen stürzte sie in Tiefen, die tödlicher, vernichtender waren als jene, die unter der Steinbalustrade drohte. Daß er in ihr nichts sah als ein Spielzeug seiner Leidenschaft, daß er ihr dieselbe Flüchtigkeit zutraute, schändete ihr Frauentum. Sie fühlte sich besudelt durch seine Erwartung, getäuscht und betrogen durch seine Werbung und Liebesbeteuerungen. Einem Betrüger war sie zum Opfer gefallen. Sie war eine Narrin des Lebens und der Liebe geworden.

Tief in Scham gebeugt ging sie durch die sonnigen sonntagsstillen Bergstraßen, ohne Ziel, mechanisch, ohne zu wissen, wohin, zerkrümmt unter der Last ihrer Schande. Sie schlich den Weg zurück, den sie wenige Minuten zuvor atemlos dahingeeilt war in pochender Erregung, wohl in Schmerz um den Mann, den sie in Kummer zurückließ, doch hochgeredt die Stirn, weil sie ihr Schicksal erfüllte und dem Manne alle Liebesfähigkeit ihres Herzens entgegentrug, der ihr Geschick war und das gnadenvolle Glück ihres Lebens.

Eine gebrochene Frau hastete mit kleinen schlafwandlerischen Schritten den Weg zurück. Ihr Gesicht war eingeschrumpft, schien es. Das also war „ihr Schicksal“ gewesen! Das ihre „große Liebe“! Das die „Erfüllung ihres Lebens“! Ihr Gehirn arbeitete rastlos. Wie alle diese erhabenen Dinge in wenigen Augenblicken zerborsten und zerplatzt waren! Und sie hatte ehrfürchtig an sie geglaubt! Wie seltsam, daß Sekunden unseren andächtigsten Glauben und unsere heiligste Überzeugung in Trümmer schlagen können!

Plötzlich blieb sie stehen. Wohin ging sie denn! — In einer Eile, als fürchte sie Wichtigkeiten zu versäumen. Sie blinnte sich um. Sie war unwillkürlich „nachhause“ gegangen. Ihr Gesicht verzog sich kläglich. Dort oben die helle achteckige Villa war nicht mehr ihr Heim. Die Tür hatte sie sich heute morgen für immer verschlossen. Alles in ihr empörte sich auch gegen den Verdacht, daß sie jetzt, nachdem sie bei dem Geliebten jämmerlich gescheitert war, reumütig und klein zu ihrem Manne zurückkehrte. Nein, nein, das nicht! Nicht schändlich handeln! In seiner Güte würde er sie zurücknehmen, gewiß. Schonendes Vergessen hüllen um diese Morgenstunde der Reichte. Aber nein, nein, ihn nicht auf die Probe stellen! Nicht unwürdig handeln, kriegerisch und ehrlos.

Sie blickte ratlos um sich. Da fiel ihr ein, daß sie wieder heimatlos und verlassen in Asien stand.

Vor ihr lag der blaue Ozean. Verzagt und verweht schaute sie hinab. Ganz weit drüben leuchtete weiß und gleißend ein großer Überseer, der den Hafen von Hongkong verlassen hatte. Vielleicht fuhr er heim — nach Deutschland.

Ein fieberndes Heimweh schüttelte sie.

Ganz still war die Welt. Kein Laut drang von dort unten herauf. Einsam glitt eine Junke dahin. Wie ein Strich, kaum sichtbar in dem Sonnenglanz. Jetzt drehte sie — da funkelte das Segel blendend auf.

Jetzt läutete leise und hell eine Glocke durch die Stille. Von dem Kloster Polwoolum dort unten rief sie empor.

Da wußte Jsa plötzlich, was sie zu tun hatte. Sie sah Richtung und Weg. Sie wollte heim, nach Deutschland, in ihr altes, liebes Kloster in den bayerischen Bergen. Ihr Gesicht wurde strahlend und tatbewußt unter der treibenden Gewalt dieses Entschlusses. Sie wollte William um das Reisegeld bitten. Mehr wollte sie von ihrem Vermögen nicht nehmen. Wollte wieder eine kleine friedenumschattete Klosterlehrerin werden nach all den Qualen und Enttäuschungen ihrer Ostasienfahrt.

Sie lief hurtig nach Hause. Glitt unbemerkt in ihr Schlafzimmer. Begann hastig zu packen. Doch plötzlich überwältigte sie wieder das Leid, das ihr heute morgen widerfahren war. Ohne rechten Übergang hörte sie wieder Edwin Ransoms Worte: „Kameradschaft — Freundschaft — Gemeinsamkeit sind die Fundamente der Ehe.“

Sie setzte sich auf das Bett und grübelte. Dann nickte sie bitter vor sich hin. Er hatte recht. Darin hatte er recht. Doch ihre Erleuchtung kam zu spät. Jetzt war es zu spät. Sie hatte das Glück in Händen gehalten und es nicht erkannt. Es nicht geschätzt. Wie so viele Menschen. Sie dachte an Märchen, die diese menschliche Torheit symbolisierten. Viele solche Märchen und Geschichten gab es.

Ihre Gedanken irrten ab. Sie überdachte ihr Leben. Längst verglommene Erinnerungen kamen. Ja, auch Onkel Karl war einst ein bezauberndes Märchen gewesen. Und Schanghai und Asien. Jetzt war alles dies längst entzaubert und kein Märchen mehr. Jetzt war Asien für sie ein böses drohendes Dunkel. Ja. Aber aus dieser Finsternis leuchtete strahlend ihres Mannes Größe und Liebe und Güte.

Sie schluchzte auf.

Vorbei! Sie war eine Törlin, die unachtsam das Köstlichste des Lebens fortgeworfen hatte.

Sie empfand dunkel, daß sie sich aufraffen mußte, weiterpacken. Doch die Müdigkeit nach der schlaflosen Nacht, die Ermattung nach der erschütternden Enttäuschung des Morgens übermannten sie. Sie sank auf das Bett nieder und verdämmerte.

Wenige Schritte von ihr kauerte ein anderer in einem Stuhle, in Kummer und Grübeln über das Lebens rätselvolle Schwere und Härte versunken. Er grollte ihr nicht. Er begriff, daß Jugend Jugend lockte

Er begriff auch ihre Wahl. Nur eins begriff er nicht, warum gerade ihn das Schicksal zum Opfer dieser erbarmungslosen Logik erkoren hatte.

Dann meldete man ihm — Edwin Ransom.

Es war Mittag geworden. Da Isa nicht zu ihm gekommen war, kam er, sie an ihr Versprechen zu mahnen. Auch eine gefinde Unruhe trieb ihn. Wenn sie am Ende doch die Tiefe stärker gelockt hatte als das Glück in seinen Armen?!

Ryan sah seinen Profuristen an, als wäre er ein Geist.

Ransom ward sein stummes Stieren unheimlich.

„Was — haben — Sie?!“ fragte er schuldbewußt.

„Ist meine — ist Isa nicht bei Ihnen?“

„Bei mir?!“

„Sie sagte mir heute morgen, sie liebe Sie, und ging zu Ihnen.“

Ransom wurde blutig rot vor Verlegenheit, Bestürzung und Zorn. Dieses dumme Weib! Das zu sagen!

Er versuchte Entschuldigungen, Aufklärung zu geben.

Ryan hob gebieterisch die Hand. Hart fragte er: „War sie bei Ihnen?“

„Nein.“

Ryan sah zum Fenster. Mehr zu sich sprach er: „Sie ist vor vielen Stunden fortgegangen und nicht wiedergekommen.“

Da packte Ransom blasse Angst.

„Gestern Abend“, stieß er hervor, „als ich ging — wollte sie gerade von der Balustrade springen — ich —“

Sekundenlang starrten die beiden Männer sich in grellem Entsetzen in die Augen. Dann stürmte Ryan wortlos hinaus.

Zögernd folgte Ransom.

Ryan durchsuchte den Garten, jeden Winkel. Bohrte seine Blicke von der Balustrade hinab in die gährende Tiefe.

Der Gedanke, sie sei im Hause, in ihrem Zimmer, kam ihm nicht. Er hatte sie gehen sehen, beschwingt, als ginge sie einem lockenden Glücke entgegen. War ihr dieses Glück der Tod? Warum hatte sie ihm dann aber gesagt, daß sie Ransom liebe?

Er eilte weiter.

Ransom lief töricht überflüssig hinter ihm her.

Dann befahl Ryan das Auto. Ließ Ransom wortlos stehen und fauste zur Stadt.

Ransom machte eine ärgerliche ergebene Geste und ging seiner Wohnung zu. Eine verdammt unangenehme Geschichte war das! Verdammt unangenehm! Er nagte erbittert die Unterlippe.

Ryan suchte im Hotel, in den wenigen europäischen Straßen der kleinen Stadt, im Chinesenviertel schaurigen Angebens. Dann fuhr er nach Repulsebay, dem Badeort Hongkongs. Dort war ein reizendes, modernes, neues Hotel. Es war oft das Entzücken Isas gewesen. Auch dort war sie nicht.

Es dämmerte, als er hoffnungslos heimkam. Er fragte die erstaunte Dienerschaft, ob Mrs. Ryan zurückgekehrt sei. Keiner hatte sie gesehen.

Isa war erwacht, als das Auto davontasste. Sie sah ihn fortfahren. Sie sah Ransom davongehen. Sie blieb in ihrem Zimmer, die Rückkehr ihres Mannes zu erwarten. Sie mußte ihm ihren Entschluß mitteilen. Hunger spürte sie nicht. Eine Scheu vor der chinesischen Dienerschaft hielt sie in ihrem Zimmer.

Sie hörte den Wagen zurückkehren. Jetzt wird er zu mir kommen, dachte sie. Sie glaubte, er wäre vor ihr gestanden. Wenn er nicht kommt, muß ich zu ihm gehen. Sie harnte.

Ryan ging in sein Zimmer. Ruhelos wanderte er umher. Was war mit ihr geschehen? Neue? Zweifel, die sie in den Tod getrieben hatten?

Da kam ein zerreißender Schmerz über ihn, und die herzjüngende Angst um sie wurde unerträglich. Er bliete sich irr um. Was sollte er tun? Polizei alarmieren? Seine Zurückhaltung heute vor diesem Äußersten noch zurück. Die Verlassenheit und Einsamkeit umkrallte ihn. Es zog ihn in Isas Räume.

Ohne recht zu wissen, daß er es tat, ging er hinüber in ihre Zimmer. Er kam in das Schlafgemach. — Er sah sie nicht. Mond lag über dem Raume. Doch sie lauerte wartend in einem dunklen Winkel.

Er trat zu ihrem Toiletentische. Streichelte losend über ihre Scheren und Feilen. Er strich über den Morgenrock, der an der Tür hing. Er ging zum Bette. Dort brach er nieder. Preßte das Gesicht in die Decke und weinte laut, zum erstenmale, seit er erwachsen war.

Isa hatte ihn mit staunenden Augen beobachtet. Jetzt erhob sie sich lautlos, glitt zu ihm hinüber, kniete neben ihm nieder und preßte ihr Gesicht neben seinem Kopfe auf das Bett.

Er fuhr auf — sah — erkannte, — —

Sie lag an seiner Brust — lange — stumm —. Dann stammelte sie weinend: „Ich weiß — ich muß jetzt gehen — aber vorher — muß ich Dir sagen — ich liebe Dich — habe nur Dich geliebt — es war Rausch, Verirrung — ich gehe nach Deutschland — ich —“

Doch er schloß ihr den Mund mit verstehenden Rüssen.

Da läutete das Telephon auf dem Nachttische. Es war Ransom.

„Haben Sie Isa gefunden?“ rief er.

Mit belegter Stimme des Glückes gab William Ryan zurück:

„Ja, ich habe sie gefunden. Sie ist heimgekehrt.“

— Ende. —

Das Fräulein und der Frühling.

Eine stille Geschichte von Karl Lütge.

Wie das Fräulein hieß, das wußte niemand im Hause. Jedermann sprach nur vom „Fräulein“. Wozu der Name? Das Fräulein wohnte schon siebenzehn Jahre bei der Witwe Meyer, im Norden von Berlin, in einer der endlosen Vorstadtstraßen mit nüchtern grauen Häusern. Immer im Staatssimmer mit der roten Plüschgarnitur. Immer geduldig, hoffnungsvoll und zufrieden. Und hilfsbereit und gutmütig.

Trotz seines geringen Einkommens war das „Fräulein“ der Bankier des Hauses. Jedermann ließ Geld von ihm, und nicht jeder nahm es sonderlich genau mit dem Rückzahlen. Es war ja so wenig; fünfzehn Pfennig oft nur; selten eine Mark und mehr.

Aber einmal gab „Fräulein“ fünf ganze Mark. Das war im letzten Frühling, als ein junger Mann ins Haus gezogen war, der zerrissene Stiefel trug, und kein Hemd mehr hatte. Ein junger, hübscher Mensch, arbeitslos seit vielen Monaten, und nun wieder in ordentlicher Beschäftigung. Er brauchte das Geld, um anständig an seiner Arbeitsstätte erscheinen zu können.

„Fräulein“ gab das Geld unbedenklich. Es war ja Frühling und solche Sehnsucht in ihm! — Was hatte es sonst vom Frühling, vier Treppen hoch, im Norden von Berlin? Der da eingetreten war, um fünf Mark zu leihen, brachte etwas mit vom Frühling, der weit die Welt überzog. Was waren da fünf Mark?

Das „Fräulein“ bekam das Geld pünktlich von dem jungen Mann zurück. Mit höflichen Worten. Und einem warmen, beseligenden Handdruck. Damit war das große Erlebnis, das durch die niedere Tür des Zimmerchens eingetreten war, schon zu Ende. — Sie und da sah man sich für die Folge, grüßte, ging rasch aneinander vorbei: das „Fräulein“, weil es sich einer trügerisch gebliebenen Hoffnung schämte. Der junge Mann, weil ihn das alte Fräulein genierte. Derbst verging, Winter wich. Frühling lockte weit, irgendwo, und drang auch in das Stübchen des „Fräuleins“.

Das müde Gesicht „Fräuleins“, das der Frühling bisher immer aufzuheben vermocht hatte, blieb, wie es den Winter über sich gezeigt hatte. Die kleine Weisknäherin war nicht mehr das „Fräulein“, nicht mehr allgemein verehrt, nicht mehr der Bankier des Hauses. Man ging schon vorbei an ihm. Man spürte deutlich, daß eine Veränderung mit dem „Fräulein“ vorgegangen war, die zur Zurückhaltung zwang und wußte doch nicht, was es war.

Nur einer merkte mehr als die anderen. Er sah die geheime Sehnsucht in den Augen des alternden Fräuleins, die der Frühling gebracht hatte. Die Entdeckung weckte Erinnerung bei ihm an die Hilfe vor Jahresfrist. Mittelte erfaßte ihn mit dem alternden Mädchen und seinem freudlosen Dasein, das nichts von Ausflügen zu weit in den

Frühling hinein, nichts von Tanz, Wein und anderen Freuden kannte.

An einem der nächsten Tage trat er in das Stübchen des „Fräuleins“. Sauber und ordentlich gekleidet; sicherer, selbstbewusster, jugendlicher als vorm Jahre. Das „Fräulein“ wurde rot, als es ihn sah.

„Ich möchte bloß — ich hoffe, Sie nehmen mir die Freiheit nicht übel, Fräulein — ich wollte Sie einladen für Sonntagnachmittag — zu einem kleinen Ausflug — und nachher ein bißchen Tanz vielleicht.“

Die roten Flecken auf den Wangen des „Fräuleins“ wurden ganz dunkel. Die Hände zitterten ihm, als sie sich dem jungen Mann entgegenstreckten.

„O — ja — ganz gern.“

Wie schwer dem „Fräulein“ das Sprechen, das Unbefangene, selbstsichere Unterhalten fiel!

Der junge Mann wandte sich in Verlegenheit wieder zur Tür. Als er die Betroffenheit des „Fräuleins“ sah, entschuldigte er sich. Er habe Elise. Eine wichtige Versammlung. Aber beim Sonntagnachmittag bleibe es! Es werde gewiß sehr schön!

Ganz voll Sonne war das kleine Zimmer, als der junge Mann gegangen war. Voll fröhlicher Aufgeregtheit das „Fräulein“. Voll Geschäftigkeit und Plänen für den Sonntag!

Allein der Spiegel stahl sich hart und unbarmherzig in die Freude des „Fräuleins“. Er zeigte ihm schonungslos Fältchen, grauende Haare, unmoderne Frisur und vielerlei, was einen jungen, hübschen Menschen, wie den, der das „Fräulein“ eingeladen hatte, abstößen mußte. Wie konnte der Sonntag schön werden?

Allein das Glück war zu groß, die Aussicht auf den Sonntag zu verlockend, als daß das „Fräulein“ sich durch den Spiegel hätte bestimmen lassen, die Einladung abzulehnen. „Fräulein“ schritt die Strassen ab, beobachtete, wie andere Mädchen sich trugen, stand vor Geschäften und mußte bald, was nützt, um alle häßlichen und ausdringlichen, viel zu frühen Alterserscheinungen — das „Fräulein“ war erst Sechsdreizehn! — verschwinden zu machen!

Dazu gehörte freilich Geld. Und was das „Fräulein“ besah, das war so wenig, daß es nicht wagte, damit einen Versuch zu machen. — Zwei Tage kämpfte „Fräulein“ mit sich, dann unterlag es. Ein Griff in die ihm anvertraute kleine Auslagenkasse im Geschäft brachte fünfzig Mark. Für diese Summe und die kleinen Ersparnisse kaufte sich „Fräulein“ ein hübsches, jugendliches Kleid, seidene Strümpfe, Glacehandschuhe, ließ sich einen Zubutoff schneiden, erstand Hautcreme, Puder, Parfüm und etnen feinen Hut.

Vor dem Spiegel daheim stand ein ganz fremdes, weibliches Wesen: Nicht mehr das alternde, müde Mädchen; eine modern gekleidete, beinahe hübsche Dame reiferen Alters, wie in den bewußten Anzeigen zu lesen sein würde, zeigte der Spiegel. Die Witwe Meyer kam aus dem Verwundern und Preisen der Schönheit des „Fräuleins“ nicht heraus. Sie wollte das Wunder sogleich dem ganzen Hause weisen. Aber das verbat sich energisch und schamhaft erröthend, das „Fräulein“.

Der Sonntag leuchtete in strahlender Pracht über die Dächer. „Fräulein“ hatte in der Nacht nicht geschlafen. Es mußte den ganzen Vormittag nichts anzufangen. Viel zu früh war das Mittagessen beendet, viel zu früh der neue Sonntagsstaat angelegt.

Der junge Mann war unpünktlich. Um zwei Uhr wollte er das „Fräulein“ abholen. Nun war es schon zweieinviertel Uhr!

Es wurde zweieinhalb Uhr . . . drei Uhr.

Der junge Mann kam nicht. Er kam auch bis vier Uhr nicht. Und als müßlos gegen sechs Uhr das „Fräulein“ Stül um Stül seines neuen Sonntagsstaates ablegte, um in die alte Hülle zu schlüpfen, da war der junge Mann noch nicht erschienen.

Am folgenden Morgen wurde im Geschäft der Diebstahl entdeckt. „Fräulein“ weinte herzzerbrechend. Da ließ man sich rühren und nahm die Kündigung zurück. Aber „Fräulein“ sollte sofort die fünfzig Mark zurückbringen.

„Fräulein“ ging im Hause, wo es so oft geholfen, von Tür zu Tür. Nur an einer pochte es nicht. Denn dort würde es nicht zurückerhalten, was es verloren hatte, und hier Geld zu leihen, dazu fand es nicht den Mut.

Da das Geld vom „Fräulein“ in der kurzen Frist, die die Firma gestillt hatte, nicht aufzutreiben war, so verschloß sich die Firma allen weiteren Bitten und zeigte den Diebstahl an.

„Fräulein“ kam vor Gericht und wurde vom Richter nach allen Umständen gefragt. Es mußte die geheimsten Wünsche unter dem Zwang der Fragen preisgeben und konnte nur kümmerlich mit Tränen verhüllen, was an schamvoller Glut auf seinem Gesicht stand.

„Aber bestes Fräulein“, sagte endlich der Richter, „in Ihren Jahren kann man doch nicht mehr so welt- und menschenfremd sein, um sich wegen eines solchen Sonntagsausflugs sein ganzes Leben zu zerstören!“

Da sprang das geduldige, weinende, alte „Fräulein“ auf und schrie unter konvulsivischem Schluchzen: „Herr Richter, mein Leben, ist kein Leben!“

Damit schloß die Vernehmung.

Das Gericht war milde. Man gestand dem „Fräulein“ Bewährungsfrist zu. Es konnte in sein Stübchen zur Witwe Meyer zurückkehren, in die endlose Vorstadtstraße im Norden von Berlin, zu den roten Plüschmöbeln und der Dürftigkeit und Freudlosigkeit, in der es nun achtzehn Jahre lebte.

Einen neuen Sonnenstrahl zu erwarten? Zu sehnen? — Nein, nur zu leben: das Leben, das ihm bestimmt ist.

Er wäre gern mitgeflogen.

Von Peter Robinson.

Seiberlich nimmt sich vor seiner lieben Frau Agathe mit seinen Worten gewöhnlich sehr in acht, denn sie ist leicht zu verlegen und späht ordentlich nach Gelegenheiten, sich über Kränkungen beklagen zu dürfen; es scheint hier ein Bedürfnis ihres Gemüths vorzuliegen, das unbedingt von Zeit zu Zeit breite Ergüsse lauten Zammers verlangt.

Neulich pochte Seiberlich aber doch nicht auf. Das war, als er die frohe Nachricht las, daß die „Bremen“ allfällig hinübergekommen sei. „Welch ein Triumph!“ sprach er. „Mit welchen Gefühlen müssen die drei Leute da drüben angelangt sein! Donner, ich hätte auch mit ihnen sein mögen!“

Frau Seiberlich horchte auf. „Du hättest mitfliegen mögen, Albert?“

Seiberlich war unvorsichtig in seinem Jubel. „Aber gewiß doch. Natürlich hätte ich mitfliegen mögen. Das wäre doch mal was Rechtes gewesen. — Ja, was ist denn? Was hast du, Agathe?“

Frau Seiberlich hatte geseufzt; ein schauriger Seufzer war es gewesen. Und nun brach sie los: „So bist du, Albert! Schon immer habe ich ja gewußt, daß du nicht im geringsten an mich denkst. Mitfliegen hättest du mögen. Und wenn dir nun etwas passiert wäre? Wenn du nicht mehr zurückgekommen wärest? Was hätte ich dann anfangen sollen? Zämmerrlich hätte ich dagesessen mit unserem Kurt, den ich nicht ordentlich hätte erziehen können, denn so ein Junge von dreizehn Jahren braucht doch den Vater. Er ist ja schon jetzt so schwer zu bändigen. Ich hätte ihn bald nicht mehr regieren können, und dann hätten sie ihn am Ende aus der Schule hinausgeworfen, und dann hätte er Schuster werden können oder —“

„Aber liebe Agathe, du bedenkst ja gar nicht —“

„Was bedenke ich nicht? Ich bedenke alles. Denn wenn sie Kurt auch nicht aus der Schule hinausgeworfen hätten — wovon hätte ich das Schulgeld bezahlen sollen, und die teuren Bücher und überhaupt alles? Wie hätte ich leben sollen? Ich hätte Zimmer vermieten müssen, aber dann wären mir die Leute natürlich die Miete schuldig geblieben, denn so eine schullose Frau muß sich ja alles gefallen lassen, und dann hätte ich Schulden machen müssen. Beim Vater und bei der Krämerin und bei der Milchfrau. Und du weißt doch, wie furchtbar groß die Milchfrau schon jetzt immer ist.“

„Aber liebe Agathe, du bedenkst ja gar nicht —“

„Was bedenke ich nicht? Ich bedenke alles. Ich hätte also nicht Zimmer vermieten sollen? Willst du mir nicht sagen, was ich dann hätte tun können? Etwa Näharbeiten übernehmen? Du weißt doch, wie schlecht das bezahlt wird. Da hätte ich die Nächte aufstehen müssen, und die Augen hätte ich mir verdorben und —“

Seiberlich schlug auf den Tisch. „Donnerwetter, nun höre mal einen Augenblick auf! Das ist ja alles Blödsinn!“ brüllte er. „Du bedenkst ja die Hauptsache nicht: die „Bremen“ ist doch allfällig nach drüben gekommen, verstehst du! Es ist doch nichts passiert!“

Frau Seiberlich schien geschlagen, aber nur für einen Augenblick, dann trumpte sie auf: „Das hättest du doch vorher nicht wissen können, wenn du mitgeflogen wärest.“

„Ach was, der Erfolg ist da, und deshalb ist dein ganzes Gerede überflüssig und dummes Zeug gewesen.“

„Ich habe dummes Zeug geredet? Also da hörst doch wirklich alles auf. Du hast dummes Zeug geredet, Albert, du allein!“

„Na, erlaube mal —“

„Daß du nicht gesagt, du hättest mitfliegen mögen?“

„Allerdings, aber weshalb —“

„Na, das war doch dummes Zeug. Sie hätten dich doch nie und nimmer mitgenommen!“

* Alf Ureson: „Der steinerne Pfad“. Stizzen. (Verlag Bartenw, Herford.) Lebendiges Gefühl für die Natur macht die Stärke dieses Buches aus. Der Verfasser versteht es sehr fein, das Bild der Erde in seinen wechselnden Stimmungen festzuhalten, er erspürt mit einem Herzen, das aller Schönheit offen steht, die innigen Beziehungen zwischen Mensch und Landschaft. Seine Phantasie belebt das Wachsen und Werden in Wald und Feld; den Stimmen kleinster Wesen weiß er nachzulauschen, Waldesrauschen und atzendes Heidekraut, murmelnder Bach und verträumter See werden ihm Offenbarung verborgenen Seins. Die Vorwürfe der einzelnen Erzählungen sind schlicht, psychologisch unkompliziert, man empfindet sie oft als nur der beherrschenden Stimmung wegen erfunden oder abgeschildert. Die frische, anspruchslose Natürlichkeit des Stils muß sympathisch berühren.

* Marie Bregendahl: „Jungvolk“. Roman. Aus dem Dänischen von Elise v. Hollander-Vossow. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) Die hervorragende dänische Dichterin fängt in ihrem Buche wie in einer vielfach geschliffenen Linse das ganze Leben des Jungvolks ein. Es wirbelt von jungen Menschen — Mädchen und Jünglingen, sie alle haben ihre Schicksale, leichte und herbe, sie alle müssen ihre Erfahrungen machen auf ihrem Weg durch das Leben. Die am leichtesten dahintanzten, brechen am härtesten nieder, die am frohesten lachten, tragen die tiefste Wehmut im Herzen. Hoffnung, Verheißung auf der einen Seite, Erfüllung und Niederbruch auf der anderen. Dazwischen funkt Humour, der jeden von der drolligen Seite zu fassen weiß. — Marie Bregendahl wurde 1927 vom dänischen Staate durch das Ehrenlegat für hervorragende dänische Frauen in Höhe von 10 000 Kronen ausgezeichnet.

* Edward Bille-Strand: „Möwenjunge“. Roman aus dem Nordland. (Eigenbröckler-Verlag A.-G., Berlin W. 8.) Möwenjunge heißt im norwegischen Nordland der junge Bursche, der noch nicht am Winterfischzug in den Lofoten teilgenommen hat. Ein solcher Möwenjunge ist Umar vom Morhof, dessen Geschichte uns hier erzählt wird, der aufwächst in der freien Ungezwungenheit der Nordlandküste, und ein junger Mensch ist, den das Schicksal hart mitnimmt. Er bleibt nicht immer Möwenjunge, sondern wird Rehund (ein junger Bursche, der zum erstenmal beim Deringfang mit ist) und schließlich Eismeerfahrer, der auf einem Robbenfänger die Regionen des höchsten Nordens kennen lernt. Was hier von erlebten und mit starker Anschaulichkeit wiedergegebenen spannenden Abenteuern erzählt wird, ist nicht mehr zu übertreffen. Aber nicht diese Sensationen allein machen den Wert des Buches aus. Stärker noch ist die Schilderung der Menschen des hohen Nordens in ihren Sitten und Gewohnheiten, ihrer naiven Lebensfreude und derben Sinnlichkeit, der nichts Menschliches fremd bleibt. Bille-Strand ist ein Dichter, der neben Knut Hamsun wohl als stärkster der gegenwärtig lebenden Vertreter nordischen Schrifttums angesprochen werden muß, in bezug auf die rücksichtslose Schilderung eigener seelischer Erlebnisse aber nur mit Hans Jäger verglichen werden kann.

* Kurt Tucholsky: „Mit fünf P. S.“. (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W. 35.) Was Peter Panter, Theobald Tiger, Ignaz Wrobel, Kaspar Hauser oder Kurt Tucholsky — sie alle 5 sind die gleiche Persönlichkeit — in 15 Jahren dichtete und trachtete, an Wit und Reportage (zumeist in der „Weltbühne“) schrieb, ist in diesem Buche zu einem bunten Strauß vereinigt. Tapfer, klug und geistreich ist sein Inhalt, der zugleich ein Stück amüsanten Zeitgeschichte bedeutet, ob es nun auf dem Berliner Pflaster der jungen Republik, den Pariser Boulevards oder sonst wo in der Welt sich abspielte. Tucholsky ist durchaus nicht immer lebenswürdig, sein Wit oft bissig und seine Satire schneidend, aber Herrn Wendriners wegen, eine Type eigener Erfindung, dessen schnodderige Monologe von überwältigender Komik sind, dieser originellen Schöpfung wegen wäre das Herzhaft erfrischende Buch allein schon wertvoll.

* Mary Borden: „Flamingo“. Aus dem Englischen übertragen von Eva Mellinger. (Th. Knauer Nachf. Verlag, Berlin W. 50.) Eine Gruppe von Menschen, deren Schicksal unauf löslich verbunden ist mit der Maschinerie der großen Stadt New York, steht im Mittelpunkt einer Handlung von unwiderstehlichem Tempo. Besonders fesselnd ist in dieser mit Elektrizität geladenen Großstadtkluft das Schicksal einer Frau, die, englischer Herkunft — also traditionell verankert — nicht nur den Kampf mit ihrem eigenen Tem-

perament, sondern gleichsam symbolisch den Kampf der Alten mit der Neuen Welt führt.

* Edgar Wallace: „Zimmer 13“. Detektivroman. Berechtigte Uebersetzung von Dr. v. Boß. (Eben-Verlag, Berlin W. 62.) Ein Kriminalroman von höchster Spannung, in dem Verfolger und Verfolgte in origineller Weise ihre Rollen wechseln, wo der Verbrecher zum Detektiv wird, nachdem ein Anschlag nach dem anderen flug erfohlen, klüger ausgeführt, noch klüger variiert worden ist. In scharfen, deutlichen Strichen wird hier eine Skizze jener Welt entworfen, die zwischen Bürger- und Verbrecherwelt liegt, und die der Verfasser mit Recht als Verbrecherhalbwelt bezeichnet.

* „Raffles neuer Chauffeur“. Roman von Friede Birkner. (Verlag von Friedrich Rothbarth in Leipzig.) Drollige Situationen, deren Drafistik sich noch steigert, als die Personen des heteren Spiels den Berliner Boden mit dem New York vertauschen. Die Verfasserin läßt ihre Marionetten immer lustiger zappeln, bis alles sich in Wohlgefallen auflöst, der Chauffeur die Seine und Fräulein Neureich sogar einen bankrotten Fürsten zum Eheherrn bekommt.

* „Asta Nielsen“. Ihr Leben, ihre Kunst, ihre Bedeutung, von E. M. Mungenast. (Walter Fäbde Verlag, Stuttgart.) Mit unerhörtem Tempo hat Asta Nielsen seinerzeit ihren Siegeszug um die Welt angetreten, um heute noch die große Tragödin der stummen Leinwand zu sein. Unterstützt durch zahlreiche wundervolle Bilder, entwickelt sich in diesem interessanten Buche die Geschichte der genialen Künstlerin. Selbsterlebtes, Kritisches, Interviews, Ernstes, Feiteres, Ausprüche, Intermezzis, Episoden, das alles formt sich in einem Atemzug zu einem fesselnden Bild von überwältigender Lebendigkeit und Farbe. Ein temperamentvoll durchschlagendes, mit zahlreichen Bildern geschmücktes Essay über das Leben und die Kunst einer weltberühmten Tragödin und ihre tiefgreifende Bedeutung, die sich in jüngster Zeit auch auf der Sprechbühne Geltung verschafft.

= Zur Psychologie der Klaviertechnik. Von Willy Bardas. (Welt-Verlag, Berlin.) Jeder Pianist und jede Pianistin muß das Buch gelesen haben! Behandelt es auch für den mit der Materie schon Vertrauten, seine neuen Tatsachen, so wird Bardas doch mit der bestimmten und sicheren Aussprache dieser Tatsachen manchem aus der Seele sprechen und vielen Suchenden den rechten Weg weisen. Alle die oft vorkommenden Hemmungen beim Klavierspiel, die männiglich bekannt, aber nicht immer tatsächlich erklärbar sind, werden von Bardas in ihren psychologischen Kernpunkten erfaßt und bewußt gemacht. Die Wichtigkeit der Autosuggestion beim Spielen, die optische und rationelle Kontrolle, die Art der unterbewußten Einstellung, was alles das technische Gelingen bedingt, weiß Bardas in wohlüberdachter einsichtsvoller Darlegung zu erklären. Daß Artur Schnabel dieser Schrift ein heraldisches Geleitwort mit auf den Weg gab, erhöht ihren Wert, ihre Bedeutung. (Willy Bardas ist der i. J. gefeierte Pianist, der gelegentlich seiner Konzertreise in Tokio (Japan) tödlich verunglückte. In seinem Nachlaß wurde die vorstehend angekündigte Schrift aufgefunden.) O. D.

* Individualität. Zweimonatsschrift für Philosophie und Kunst. Heft 5/6, Jahrg. 1927. (Amalthea-Verlag, Wien.) Die von Willy Störmer und Hans Reinhart im Geiste Steiners geleitete Zeitschrift bringt ein Sonderheft „Urbild und Schicksal, europäische Betrachtungen“. Mit kritischen und künstlerischen Beiträgen hält der starke Band gleichermäßen hervorragendes Niveau. Zu entscheidenden kulturpolitischen Fragen Europas nehmen gute Kenner das Wort, erstklassige Namen zeichnen auch der zweite, literarische Teil „Gestaltung“, zu dem u. a. Alfred Rombert, Tage Mabelung, Gorki und Unamuno beigetragen haben. Unbekannte Briefe Tolstois und R. M. Rilkes verdienen besonderes Interesse. Auch buchkritischen Besprechungen ist ein umfangreiches Kapitel gewidmet. Der gesamte, vielfältig anregende Inhalt bezeugt, daß die Zeitschrift im heutigen Geistesleben einen hervorragenden Platz einnimmt und von allen künstlerisch oder philosophisch Interessierten, nicht allein von dem näheren Umkreis der Steinerschen Bewegung, beachtet werden sollte. Is.

* Herbert Rosen: „Die Briefmarke“. Kurze Anleitung für Briefmarkensammler. (Verlag: S. Apik, Berlin SW. 61.) Der bekannte Vortragende an den Rundfunksendern, Herbert Rosen, hat ein kleines Büchlein unter obigem Titel verfaßt, das die Elementarfragen der Philatelie behandelt. Es ist kein nüchternes Lehrbuch, sondern in flotten und unterhaltendem Tone plaudert der Verfasser, als wenn er vor dem Mikrophon stünde und spräche.